

Von alter Schwingerherrlichkeit

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 31

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646832>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von alter Schwingerherrlichkeit

Schon im 18. Jahrhundert feierten die Hasler und Unterwaldner ihre Schwingefeste jeden Sommer jeweils im August auf der berühmten Engstlenalp. Der Dorf- und Schwingtag der Grindelwaldner wurde mit den Haslern auf der Scheidegg an einem Sonntag im August oder anfangs September ausgetragen. Den höchsten Ruhm aber erwarb man sich nur auf der Schanze in Bern, wo alljährlich am Ostermontag die Emmentaler und Oberländer, zuweilen begleitet von Luzernern oder Unterwaldnern, sich zum Männerkampfe stellten. Auf der kleinen Schanze, unter dem Schatten der hundertjährigen Linden, war der Festplatz der Schwinger, dort standen die Emmentaler in ihrem elben Halblein, hier die Oberländer, meist in blaue Leinwand gekleidet. Um sie herum, bis in die hohen Nester der Bäume sich verbreitend, ein dichter Kreis von Zuschauern. Der Bauer vom Lande drängt sich mit dem Bürger der Stadt um den besten Platz und selbst der Patrizier, der sonst dem Volksgetümmel möglichst fern blieb, bricht an diesem Tag sich Bahn durch die wogende Menge, um an dem Anblick des altberbrachten Spieles sich in vergangene Zeiten hineinzu träumen.

Im Jahre 1862 wurde der Ostermontags-Schwinget auf der kleinen Schanze zum letzten Mal gefeiert. Damit verschwand ein Volksfest, dessen Ursprung in älteste Zeiten hinabreicht. Auf dem Lande hingegen haben die berühmten Bergdorfeten und Schwingeten ihre Tradition und ihren alten Ruf bis heute lebendig erhalten.

Der Sagentreis, in den sich der Name der Schwinger hüllt, kann nie glänzender ausgeschmückt werden, — so berichtet ein Zeitgenosse — als wenn der Ostermontag in Bern seinen Namen als Sieger ausruft. Da horchen junge Rüher noch jezt mit Erstaunen, und der wilde Bub, der in der Schule keine Minute hinter dem „Fragenbuch“ sitzen kann, ohne mit den Beinen zu zappeln, bleibt mäusestill, wenn der Großhätti sein Tubackpöfpli aus dem Mundwinkel zieht und vom großen Milpacher Chrigel erzählt, der während dreizehn Jahren ununterbrochen Sieger auf der Schanze geblieben sei. Der hätte noch gezeigt, was Schwingen sei. Alles sei ihm gleich gewesen: Auf den Kurzen oder auf den Längen zu ziehen, und wenn er es einem hätte zeigen wollen, mit wem er es zu tun habe, so hätte er ihn „grad mit gstrackten Armen ufgnoh u hingertfi übere Gring ustribe, daß er fry mängen Schritt dür d'Luft gfare syg“. Dann spielten eine große Rolle die Seltenbacher, unter denen der stärkste der bekannte Seltenbach-Jäggl war, der im Jahre 1822 vierzehn Schwünge nacheinander gewann und am 5. Brachmonat bei Anlaß der in Bern versammelten Tagsatzung den stärksten Schwinger der Urkantone, den die Gesandten dieser Stände expreß aus dem Kanton Unterwalden hatten kommen lassen, nach einem gewaltigen Ringen besiegte. Noch als Vater von acht Kindern war dieser Seltenbach-Jäggl eine Zeitlang der erste weit und breit, bis ihn endlich der gewandte und zugleich „uschaflig starke“ Planalp aus dem Haslitalte warf.

* * *

Eine neue Periode für das Schwingen begann mit dem Auftreten von Hans Ulrich Beer; kaum dem Knabenalter entwachsen, warf er als Aufschwinger alle Kämpfer seines Ranges. Da wurde ihm Samuel Grimm, ein ausgelerner Schwinger von erhärteter Manneskraft, der auf der Schanze nur einmal verloren hatte, entgegengestellt. Diesem unterlag der Jüngling, und glaubend, es sei durch einen unerlaubten Kniff geschehen, hieb er dem noch auf ihm liegenden Gegner ein paar mächtige Faustschläge auf den Kopf. Dieser verstand aber auch nicht Spaß und bezahlte mit gleichem Kaliber. Nun springt

plötzlich alles auf! Die Schangnauer eilen dem Grimm, die Trüber dem Beer zu Hilfe und es schlägt ein wie der Hagel in die Halme, mit dem Unterschied, daß es keine zarten Halme, sondern Emmentaler Schädel von der besten Sorte sind, auf denen die Faustschläge weit in die Runde schallend niedertätschen. Nach dem Grundsatz, jedem das seine, wird keine künstliche Parade angewendet, sondern nach ausgeführtem Hiebe findet es jeder billig, auch seinen Teil in Empfang zu nehmen. Einige Minuten nach dieser Katastrophe sitzt wieder alles gemüthlich an seinem Platz, als ob nicht die mindeste Störung stattgefunden hätte. Höchstens sieht man hier und da noch einen, der von einem Gerber, Grimm oder Beer gepufft worden ist, den Kopf schütteln, um sich zu überzeugen, daß er noch am alten Orte sei.

Am 500jährigen Bundesfest in Bern war es wiederum Hans Ulrich Beer, der gegen die Oberländer, Unterwaldner und Entlebucher, die damals alle drei Partei gegen die Emmentaler bildeten, obenausschwang. Seit Beer das 18. Jahr zurückgelegt hatte, war er nur ein einziges Mal und auch nur in einem Zwischenschwung besiegt worden. Da sagten denn auch ergraute Männer, die seit bald fünfzig Jahren theils mitgekämpft, theils den nachfolgenden Generationen zugehört hatten: Einen preiswürdigeren Kämpfer als Hans Ulrich Beer hätten sie niemals gesehen, und es sei die höchste Frage, ob selbst der Milpacher Chrigel ihm etwas hätte anhaben können. Wenn aber alte Schwinger sich so äußern, so will das etwas sagen. Denn bei ihnen ist es wie anderwärts auch, es heißt gewöhnlich: „Jezt syg alles nüt meh, aber zu ihrer Zyt, da heig's no ächti gäh, die ufgrumt heige, daß men o heig dörfe zueuege!“

Aber nicht nur für die einzelnen Schwingerkünste — so berichtet unser Gewährsmann, — habe man seine Aufmerksamkeit gerichtet; es fesselte das ganze Volksgemälde frischer Landeskraft, das in lebendigen Farben sich den Augen darbot. Da sah man einen Schwinger, der beim Aufruf zum Kampfe plötzlich zu zittern anfang und erst im Verlaufe zeigte, daß Furcht bei ihm nicht zu Hause sei. Dort rufen die erfahrenen Kämpfer einen jüngeren plötzlich zu sich und erteilen ihm guten Rat, der aber oft viel besser zu geben als auszuführen ist. Ein Zuschauer hat Mitleid mit einem Schlankgebauten, welcher der Schwere des andern unterliegen muß, und ruft: „Dem sött me-n-all Tag e Maß Nidle chönne z'frässe gä, es gieng de ds anger Jahr scho besser.“ Bei einem Wurf auf den Kopf ruft ängstlich ein Städter: „Es hat etwas gekracht!“ Der neben ihm stehende Emmentaler beruhigt ihn trocken mit den Worten: „Es macht nüt, es isch nume-n-am Gring gsy.“ Bei Kämpfen von wichtiger Entscheidung konnte man in Mienen und Gebärden den leidenschaftlichen Anteil der Menge lesen; man hört den Ruf: „Wehr di, wehr di! Häich ih! Zable nume rächt! So, so, jiz uber mit ihm!“ Großer Jubel war immer, wenn einer den anderen ohne ein Zwischenmanöver blickschnell auf den Rücken brachte, — „wie man ein Blatt in der Bibel umlegt“, — wie der Ausdruck eines alten Schwingers lautete.

Nach schwer errungenen Siegen jauchzte es jeweils aus den verschiedenen Gruppen, bald klang es von den Emmentalern, bald entgegneten die helltönenden Rehlen der Oberländer, und beide zusammen vereinigten sich im melodischen Wohlklang des Ruhreigens. Da taute es eigentümlich und wonnig auch in der Brust des Städters auf: Es trifft die seltsame Saite, die dem Schweizer mitten durchs Herz gespannt ist und die immer erklingt, wenn nationales Wesen ihn berührt, besonders, wenn die einfachen Weisen beim kraftvollen Kampfspiel und vollstümlichen Treiben Ohren und Augen erfreuen. St.